

Otfried Höffe

*Die hohe  
Kunst*   
*des Alterns*

KLEINE PHILOSOPHIE  
DES GUTEN LEBENS

C.H.Beck

Menschen orientiert, beläuft sie sich auf eine humane Wissenschaft, die den ersten hippokratischen Grundsatz «salus aegroti suprema lex» zum Prinzip abwandelt «salus senis suprema lex»: das Wohlergehen des älteren Menschen sei oberstes Gesetz. Ihre Basis bildet eine naturwissenschaftliche Grundlagenforschung, die Aristoteles in seiner *Rhetorik* um eine sozialpsychologische Grundlagenwissenschaft ergänzt.

### Von Francis Bacon zu Pablo Casals

Überspringt man aus Gründen der Selektion das Mittelalter, immerhin etwa tausend Jahre, so tritt eine literarisch-philosophische Gattung in den Blick, die frühneuzeitliche Moralistik, die, von entsprechenden antiken Vorläufern wie Seneca beeinflusst, weniger moralische Grundsätze aufstellt als im Sinne eines bemerkenswerten Vorgriffs auf eine vergleichende, komparatistische Sozialwissenschaft unterschiedliche Verhaltensweisen beobachtet. Zusätzlich lässt sie sich auf eine Moralkritik ein, macht nämlich auf verdeckte Triebfedern aufmerksam, gibt zudem moralisch-praktische Ratschläge. Charakteristisch für sie ist ihr Stilwille. Ihre moralkritischen Einsichten bringt sie in ebenso geistreichen wie künstlerisch durchgeformten «Versuchen», Essays, und deren zugespitzter Form, Aphorismen, zur Sprache.

Als Beispiel diene der britische Lordkanzler, Wissenschaftsprophet, Sozialphilosoph und Ideologiekritiker Francis Bacon. Im Essay «Über Jugend und Alter» («Of Youth and Age», 1612/1985, Nr. 42) nimmt er ähnlich wie Aristoteles in der *Rhetorik* eine Vergleichsanalyse vor, beschränkt sie aber auf zwei Lebensalter, womit er das weit verbreitete Dreiphasenmodell – Aufstieg, Höhe und Abstieg – relativiert: «Die Erfahrung leitet die Alten sicher in dem, was in ihren Bereich fällt, täuscht sie aber im Hinblick auf das Neue ... Bejahrte Menschen machen zu viele Einwürfe, überlegen zu lange, wagen zu wenig, bereuen zu früh und beuten die Gelegenheit selten bis ins letzte aus, sondern begnügen sich mit einem mittelmäßigen Erfolg.»

Aufseiten der Jugend herrschen laut Bacon gegenläufige Schwächen: «Junge Leute übernehmen in der Leitung und Handhabung von Geschäften mehr, als sie durchführen können; rühren mehr auf, als sie wieder beizulegen vermögen; jagen zum Ziel, ohne Mittel und Wege zu bedenken.» Bacon empfiehlt daher etwas, das eine kluge Arbeitspolitik übernehmen kann: Er hält es für «wünschenswert, beide Lebensalter zusammenarbeiten zu lassen; den Vorteil hat die Gegenwart, da die Vorzüge beider auch beide Mängel ausgleichen können». Ebenso sei dies «nach außen» vorteilhaft, «denn das Alter genießt Autorität, die Jugend Wohlwollen und Beliebtheit». Weiterhin behauptet Bacon: «Das Alter nimmt weit mehr an Verstandeskräften als an Vorzügen des Willens und Gemüts zu.» Der Grund für

den dabei angedeuteten Verlust an Gemütskräften erinnert an eine pessimistische Diagnose von Aristoteles: «Je mehr der Mensch von der Welt trinkt, desto mehr vergiftet sie ihn.»

Mit dem nächsten Beispiel wechseln wir die literarische Gattung. Einer der «voyages imaginaires», der utopischen Reiseromane, des 16. und 17. Jahrhunderts, die Sozialutopie *Christianopolis* (1619) des schwäbischen Theologen Johann Valentin Andreae, widmet den «Alten» ein eigenes Kapitel. Dass Andreae das Alter für eine Krankheit hält, kann hier außer Betracht bleiben (s. Kap. 7). Wichtiger ist die Wertschätzung und Hilfe, die die «Alten beiderlei Geschlechts» erhalten. Sie werden nämlich von Vorläufern heutiger professioneller Alterspflege, «von eigenen Personen», versorgt, aufgemuntert, geehrt und um Rat gefragt. Der Grund lässt an Dankbarkeit denken: Sie haben sich bislang «unter größten Mühen und Verdiensten bis ins gebückte Alter mit beachtlicher Treue und Fleiß aufgeopfert.»

Für eine vergnügliche Liste kleinerer Fehler im Alter bietet sich Jonathan Swifts «Entschließungen für mein Alter» an. Das Muster eines verbitterten Alten bietet Shakespeares König Lear, ebenfalls deprimierend ist Rudolf Alexander Schröders Gedicht «Vom alten Mann». Natalia Ginzburg (1976, 17–21) urteilt umsichtiger. Für sie bedeutet das Alter zwar vor allem das Ende des Staunens. Aber, fährt sie fort, etwas bringt uns «immer noch zum Staunen: zu sehen, wie es unsern Kindern gelingt, die Gegenwart zu bewohnen und zu entziffern, während wir immer noch damit beschäftigt sind, die durchsichtigen und klaren Worte zu buchstabieren, die unsere Jugend verzauberten».

Noch altersfreundlicher verhält sich ein bedeutender Geiger. Auf die Frage nach dem Älterwerden antwortet Nigel Kennedy (Hamboch 2011), soeben 60 Jahre geworden: «Oh, keine Ahnung – ist mir bislang noch nicht passiert.» Eine ähnlich optimistische Lebensfreude bezeugt der spanische Cellist Pablo Casals, wenn er erklärt: «Alter ist überhaupt etwas Relatives. Wenn man weiter arbeitet und empfänglich bleibt für die Schönheit der Welt, die uns umgibt, dann entdeckt man, dass Alter nicht notwendigerweise Altern bedeutet» (1971, 9). Im selben Text berichtet er von der Einladung zu einem Gastdirigat beim Georgisch-Kaukasischen Orchester, von dessen Mitgliedern keiner unter 100 Jahre, der damalige Präsident sogar 123 Jahre alt war.

### Ein Blick in die Fremde

Für das Zeitalter der Globalisierung ist eine Neugier über die Grenzen der eigenen Kultur hinaus unabdingbar (für das Themenfeld Alter und Altern s.u.a. den ersten Teil «Historische, inter- und transkulturelle Perspektiven» in: Ehmer/Höffe 2009 und Kielmansegg/Häfner 2012, bes. Teil I–II).

Wesensbestimmungen des Menschen sind ihrer Aufgabe gemäß altersunabhängig. Das, was den Menschen zum Menschen macht, kommt dem Älteren nicht weniger als der Jugend zu. Altersindifferent sind zum Beispiel die beiden auf die Antike zurückgehenden Definitionen: dass der Mensch sprach- und vernunftbegabt und dass er ein soziales, näherhin politisches Lebewesen ist. Bei den konkreten Bildern pflegt das altersunabhängige Wesen des Menschen aber in den Hintergrund zu treten. Wenn beispielsweise Aristoteles die Blüte des Menschen dem Alter von 40 Jahren zuordnet, so glaubt er kaum, dass es danach mit der Vernunft- und der Polisinatur des Menschen mehr und mehr bergab gehe.

Auch für die monotheistischen Religionen, beispielsweise das Judentum und das Christentum, ist ein altersindifferenten Blick typisch. In der entscheidenden Bestimmung des Menschen als Ebenbild Gottes und als dessen Stellvertreter auf Erden spielt das Alter keine Rolle. Der anthropologische Kern ist hier eindeutig altersunabhängig, man kann auch sagen: altersresistent. Trotzdem gibt es auch altersspezifische Äußerungen. Sie finden sich allerdings nicht im Neuen Testament der Christen, sondern nur in der jüdischen Bibel. Deren Altersbild schwankt zwischen den bekannten Polen, zwischen dem Alterslob und der Altersschelte.

Wegen der wachsenden Zahl muslimischer Mitbürger empfiehlt sich ein Blick auf deren Bilder vom Alter: In der türkischen, überwiegend muslimisch geprägten Gesellschaft herrscht noch der Respekt vor den Älteren vor. Ob sich diese traditionelle Einstellung in den türkischen Großstädten und unter den im Ausland lebenden Türken erhalten lässt, wird die Zukunft zeigen. Wie vielerorts ist wohl auch hier mit einem Rückgang traditioneller Lebensformen zu rechnen.

Der Hinduismus bietet mit seiner Einteilung des Lebens in vier Abschnitte das wohl provokativste Gegenbild zum säkularisierten Westen. Auf zwei profane, mit Lernen und Erwerbsstreben gefüllte Abschnitte folgen nämlich zwei religiöse Phasen, in denen Mann und Frau zunächst gemeinsam Schüler eines religiösen Meisters werden, um danach jeder für sich, ohne eine feste Bleibe und frei von irdischen Bindungen, zu heiligen Stätten zu pilgern.

Schauen wir noch auf eine weitere uns wenig bekannte Kultur: Im klassischen chinesischen Denken bilden sich zwischen dem 6. und 3. Jahrhundert v. Chr. verschiedene Schulen aus, die bis heute, oft ineinander greifend, nachwirken. Drei von ihnen, den Daoismus, den Legismus und den Buddhismus, lassen wir hier beiseite und begnügen uns mit wenigen Gesichtspunkten aus dem *Lunyu*, den Kongzi (Konfuzius) zugeschriebenen «Gesprächen».

Das Altersbild steht dort in Zusammenhang mit der Vorstellung einer wohlgeordneten Gesellschaft. In ihr gebührt der Familie, auch der Großfamilie, der Sippe, sowohl genetisch als auch normativ der Vorrang vor dem Staat, wobei insbesondere der Vater einen hohen Rang genießt: «Zu Lebzeiten des Vaters folge seinem Willen; nach dem Tode des Vaters orientiere dich an seinen Taten. Wenn

du lange Zeit nicht vom Weg deines Vaters abweichst, kann man sagen, dass du dich ehrfürchtig und pietätvoll verhältst» (Konfuzius 1982, 11).

Der Vorrang des Vaters erinnert an das klassische Rom, wird bei Konfuzius aber weniger wie in Rom durch das Recht, vielmehr stärker durch Sitte und Moral gestützt. Ein weiterer Vorrang gebührt den älteren Brüdern, so dass es dem Konfuzianismus weniger auf das Bild des Alters als auf Verwandtschaftsbeziehungen ankommt. Weil die Sorge für die Eltern wichtiger als der Dienst am Staat ist, braucht der konfuzianisch geprägte Chinese nicht wie viele Menschen der Antike einen Lebensabend in Elend und Verachtung zu befürchten.

Im Buch *Shuoyuan* erklärt jemand seinem verärgerten König, der Fürstendienst sei das Mittel, etwas für seine Eltern zu tun. Und der zweite konfuzianische Klassiker, Mengzi (Menzius), kritisiert die Politik, weil sie dem Volk nicht mehr ermögliche, den Eltern einen sorgenfreien Lebensabend zu gewähren. Dort aber, wo die Sorge für die Eltern ausbleibt, trifft ein resignatives Wort chinesischer Weisheit zu: «Das Alter ermangelt der Güte wie das trockene Wetter des Taus.»

Blickt man auf das zeitgenössische Japan, so findet man zwischen den Generationen Lebensverhältnisse vor, die an die konfuzianische, auch türkische Forderung nach Pietät gegenüber den Älteren denken lässt. Der in Japan für eine moderne Industrienation außergewöhnlich hohe Prozentsatz von Mehrgenerationenhaushalten – die Eltern leben mit ihren Kindern und deren Enkeln – lässt sich aber weniger mit Respekt und Pietät erklären als mit dem Vorgriff auf die zu erwartende Hilfs- und Pflegebedürftigkeit. Trotzdem gewinnt ein Grundmotiv der europäischen Sozialgeschichte auch in Japan zunehmend an Gewicht: das Ideal, sein Alter finanziell und personell unabhängig von den Nachkommen führen zu können. Für den Fall der Hilfs- und Pflegebedürftigkeit braucht es jedoch Nachkommen, selbst wenn es nicht die eigenen sein müssen.

Dieser selektive Blick auf außerwestliche Kulturen bestätigt die Zweipoligkeit der Altersbilder. Weil aber das relative Gewicht der beiden Pole glücklicherweise beeinflussbar ist, sucht eine Kunst des Alterns sowohl auf der persönlichen als auch der sozialen Seite das Gewicht der altersfeindlichen Bilder zu schwächen, das der altersfreundlichen hingegen zu stärken.

### 3. «Alternde Gesellschaft» oder «gewonnene Jahre»?

Wegen der dramatisch veränderten Demographie pflegt man heute von einer «alternden Gesellschaft» und von «Überalterung» zu sprechen und dann unwillkürlich an jene zunehmende Vergreisung zu denken, die Eugen Roth mit seinen ironischen Versen kommentiert: «Ein Mensch schaut in der Straßenbahn/der Reihe nach die Leute an:/Jäh ist er zum Verzicht bereit/auf jede Art Unsterblichkeit.» Die Befürchtung, in der Wirtschaft, vermutlich auch in Wissenschaft und Kultur lasse die Kraft zur Innovation nach, die Zahl der Pflegebedürftigen nehme hingegen zu, dieses vielerorts vorherrschende Selbstbild unserer Gesellschaft, eine zeitgenössische Variante von Oswald Spenglers kulturkritischer Diagnose vom «Untergang des Abendlandes», hält einer näheren Prüfung nicht stand.

Zunächst sei an eine Mehrdeutigkeit erinnert. Der Ausdruck «Alter» bezeichnet nicht notwendig die späte Phase einer Biographie. Wie die Rede von «Altersaufbau», «Altersbestimmung», «Altersgrenze» und «Altersunterschied», wie «blühendes Alter» und «Kraft des Alters» bis heute beweisen, bedeutet er ursprünglich nicht das hohe Alter. Wie das lateinische *aevum* bezeichnet der Ausdruck vielmehr das Zeitalter und Weltalter oder wie das lateinische *aetas* jedes Lebensalter (s. *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1, 268 f.). Vermutlich entwickelt sich die Bedeutung sogar von der Gegenphase des hohen Alters aus, vom Heranwachsen des Unmündigen, erweitert sich später zu den Altersstufen im Allgemeinen und noch später zu *senectus*, zu jenem höheren Alter im Gegensatz zu allen vorangehenden Lebensphasen, das bei Ausdrücken wie «Altersfürsorge», «Altersheim», «Altersschwäche», «Alterssicherung» und «Alterssichtigkeit» anklingt und auf das die Ausdrücke «alternde Gesellschaft» und «Überalterung» anspielen. (Zur facettenreichen Antwort auf die Frage, was Alter und Altern sind, s. Stock/Lessl/Baltes 2005, Gruss 2007, Staudinger/Häfner 2008 und Sill 2016.)

Die empirische Sozialforschung hat nun ein im wörtlichen Sinn paradoxes Ergebnis gezeitigt: Das Risiko, pflegebedürftig zu werden, ist in den letzten Jahren kaum gestiegen, das, an Demenz zu erkranken, sogar gesunken. Dem kann man zwar entgegenhalten, heute entfielen die Hälfte aller Gesundheitskosten auf die über 65-Jährigen. Die Kostenhälfte entfällt aber ebenso auf die letzten sechs Lebensmonate, unabhängig davon, ob man jung oder alt stirbt.

Nimmt man die verschiedenen Sozialbefunde zusammen, so ergibt sich ein neues Gesamtbild, das die Wirklichkeit weit besser als die Rede von «alternder Gesellschaft» trifft. Es trägt den Titel «Gewonnene Jahre»: Die Zeit des Lebens, die die Menschen ohne altersbedingte Erkrankungen verbringen, ihre